

(Nachdruck verboten.)

421

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

„Das ist Verrücktheit!“ sagte Frau Karoline.
„Sobald der Kurs über zweitausend gestiegen ist,“ versetzte Hamelin, „wird jede weitere Hausse zur Gefahr. Was mich betrifft, — das sage ich Ihnen zum voraus, — werde ich verkaufen, um bei derartigen Unsinn nicht befehligt zu sein.“

Aber Saccard begann vor sich hin zu trällern. Man sagt immer, daß man verkaufen will, und verkauft doch nicht. Er wollte sie wider ihren Willen bereichern. Von neuem lächelte er mit einschmeichelnder und etwas höhnischer Miene:

„Verlassen Sie sich auf mich, es scheint mir, daß ich bis jetzt Ihre Geschäfte nicht so übel geführt habe . . . Sadowa hat Ihnen eine Million eingebracht!“

Daran dachten die Geschwister Hamelin allerdings nicht mehr: sie hatten ja diese aus dem trüben Wasser der Börse gefischte Million angenommen! Einen Augenblick schwiegen beide erblickend, sie empfanden das Unbehagen der noch ehrlichen Leute, die nicht recht wissen, ob sie pflichtmäßig gehandelt haben. Waren sie selbst vom Auszuge des Spiels angeleitet? Würden sie selbst von dieser tollen Geldumgebung angefaßt, in welcher ihre Geschäfte sie festbannten?

„Freilich!“ murmelte schließlich der Ingenieur, „aber wenn ich hier gewesen wäre . . .“

Saccard ließ ihn nicht ausreden:

„Gehen Sie mir doch! Nur keine Gewissensbisse: das Geld haben wir von den Juden erbeutet!“

Alle drei lachten auf. Frau Karoline, die sich niedergesetzt hatte, machte eine Bewegung gleichgültiger Duldsamkeit. Durfte man sich aufessen lassen, ohne die andern auch aufzufressen? So sei eben das Leben. Sonst bedürfte man gar zu erhabener Tugenden, oder der von Versuchungen entfernten Kloster einsamkeit.

„Gehen Sie doch!“ sprach Saccard fröhlich weiter. „Thun Sie nicht so, als ob Sie auf das Geld pfeifen: denn das ist erstens Blödsinn, und dann verschmähen nur die Ohnmächtigen irgend eine Kraft . . . Es wäre unlogisch, wenn Sie sich schinden und plagen sollten, um andre zu bereichern, ohne Ihren gebührenden Anteil sich vorzubehalten. Sonst thun Sie besser, sich ins Bett zu legen und zu schlafen!“

Er beherrschte sie jetzt, sie konnten kein Wort mehr anbringen.

„Wissen Sie auch, daß Sie bald ein hübsches Sümmchen in der Tasche haben werden? . . . Warten Sie einmal!“

Und mit der Lebendigkeit eines Schuljungen stürzte er auf Frau Karolinen Tisch zu, ergriff eine Bleifeder und ein Blatt Papier und setzte Zahlenreihen untereinander.

„Warten Sie! Ich will's Ihnen vorrechnen. O, ich weiß schon . . . Sie haben bei der Gründung fünfhundert Aktien gehabt, die einmal verdoppelt und dann wieder verdoppelt wurden, was jetzt zweitausend Aktien ergibt. Nach unserer nächsten Emission werden Sie also dreitausend haben.“

Hamelin wollte ihn unterbrechen.

„Nein, nein, ich weiß, daß Sie die Mittel haben, dieselben zu zahlen, mit Ihrer Erbschaft von dreimalhunderttausend Frank einerseits, und Ihrer Sadowa-Million andererseits . . . Sie sehen, Ihre bisherigen zweitausend Aktien haben viermalhundertfünfunddreißigtausend Frank gekostet, die tausend neue werden achtmalhundertfünfunddreißigtausend kosten, im ganzen also eine Million zweimalhundertfünfundachtzigtausend Frank . . . Folglich bleiben Ihnen noch fünfzehntausend Frank, um Ihre Jugend zu genießen, abgesehen von Ihrem Gehalt von dreißigtausend Frank, den wir demnächst auf sechzigtausend erhöhen wollen.“

Verblüfft hörten beide Geschwister ihn an, allmählich von heftigem Interesse für diese Ziffern erfaßt.

„Sie sehen also, daß Sie redlich sind und alles bezahlen, was Sie nehmen . . . Aber das sind nichts als Kleinigkeiten. Ich wollte Ihnen folgendes zeigen . . .“

Er stand wieder auf und schwang mit siegreicher Geberde sein Papier:

„Zum Kurs von dreitausend ergeben Ihre dreitausend Aktien neun Millionen.“

„Wie? Zum Kurs von dreitausend?“ riefen beide, als wollten sie dieser Hartnäckigkeit im Wahnsinn wehren.

„Ei, natürlich! Ich verbiete Ihnen, früher zu verkaufen, ich werde Sie schon daran zu hindern wissen, ja, durch Gewalt! Durch das Recht, welches man hat, gute Freunde von Thorheiten abzuhalten! . . . Den Kurs von dreitausend muß ich haben, und ich werde ihn haben!“

Was konnte man diesem schrecklichen Menschen erwidern, dessen durchdringende Stimme wie ein Sähnereuf Triumph schmetterte? Sie lachten wieder und zuckten verlegen die Achseln. Sie erklärten dann, sie seien unbesorgt, der berühmte Kurs würde ja nie erreicht werden. Er hatte sich wieder an den Tisch gesetzt und rechnete jetzt etwas andres aus, sein eignes Conto. Hatte er seine dreitausend Aktien bezahlt, oder würde er sie überhaupt bezahlen? Das blieb unklar. Er mußte sogar eine viel höhere Zahl von Aktien besitzen, aber es war schwer, dahinter zu kommen, weil auch er der Gesellschaft als Strohmann diene, so daß die ihm gehörigen Titres nicht recht zu unterscheiden waren. Seine Bleifeder schrieb endlose Zahlenreihen. Dann strich er mit einem blitzschnellen Striche alles durch, zerkümmerte das Papier und steckte es in die Tasche. Diese Summe nebst den im Rot und im Blut von Sadowa aufgegebenen zwei Millionen, das war sein Anteil.

„Ich habe mit jemand eine Zusammenkunft verabredet, ich gehe jetzt,“ sagte er, indem er seinen Hut ergriff. „Alles ist also abgemacht, in acht Tagen Aufsichtsrat, und sogleich darauf außerordentliche Generalversammlung.“

Als Frau Karoline und Hamelin sich wieder allein sahen, blieben sie, geängstigt und müde, einen Augenblick wortlos vor einander stehen.

„Was kannst Du da machen?“ sagte er endlich als Erwiderung auf die nicht ausgesprochenen Gedanken seiner Schwester. „Wir stecken darin und müssen wohl darin bleiben. Er hat recht, es wäre einfältig von uns, dieses Vermögen von uns zu weisen. Ich habe mich immer nur als einen Techniker angesehen, der das Wasser zur Mühle führt, und hergeführt habe ich es, bilde ich mir ein. Klares und reichliches Wasser, vortreffliche Geschäfte, denen das Haus sein überaus rasches Gedeihen verdankt . . . Folglich, da mich kein Vorwurf treffen kann, wollen wir den Mut nicht verlieren. Auf, zur Arbeit!“

Wankend und stammelnd war sie vom Stuhle aufgestanden:

„O, so viel Geld, so viel Geld!“

Von unbefiegliger Aufregung beim Gedanken an diese Millionen errikt, welche über ihren Häuptern sich ergießen würden, umfahlung sie des Bruders Hals und weinte. Ohne Zweifel war es die Freude und das Glück, ihn endlich für seine geistige Arbeit würdig belohnt zu sehen. Aber es war auch Schmerz dabei, ein Schmerz, dessen Ursache sie nicht recht sagen konnte, gemischt aus Scham und Angst. Er scherzte darüber, sie zwangen sich wieder zur Heiterkeit, und doch blieb ein Stachel des Unbehagens in ihnen zurück, dumpfe Unzufriedenheit mit sich selbst, unausgesprochene Gewissensbisse über eine schmutzige Mitthäterschaft.

„Ja, er hat recht!“ wiederholte Frau Karoline. „Alle Leute handeln so. So ist das Leben.“

Die Aufsichtsrats Sitzung fand im neuen Saale des prachtvollen Hotels der Rue de Londres statt. Das war nicht mehr der feuchte Salon, in welchen der grünlich-blaue Schimmer des Nachbargartens hineinsahen, sondern ein geräumiges, durch vier Fenster nach der Straße erleuchtetes Gemach, dessen hohe Decke und majestätische Wände mit großen Gemälden geschmückt und über und über mit Gold bedeckt waren. Der Präsidentenstuhl überragte wie ein wirklicher Thron die andren Stühle, welche prächtig und erst wie für eine Versammlung königlicher Minister in Reihe und Glied um den gewaltig großen Tisch mit dem rot sammetenen Teppich standen. Auf dem monumentalen Kaminsims aus weißem Marmor, unter welchem im Winter ganze Baumstämme brannten, stand eine Büste des Papstes, mit einem lebenswürdigen und feinen Gesicht, welches über seine Anwesenheit in diesem Raume schallhaft zu lächeln schien.

Mittlerweile hatte Saccard die Mitglieder des Aufsichtsrates vollends in die Hand bekommen, indem er sie meistens

einfach erkaufte. Ihm hatte der Marquis de Bohain, der bei einer nahe an Betrug streifenden Bestechungsgeschichte auf frischer That ertappt worden war, es allein zu verdanken, daß er den Skandal unterdrückte und die betrogene Gesellschaft entschädigen konnte. So war er Saccards demütige Kreatur geworden, ohne darum aufzuhören, den Kopf hoch zu tragen, ein Mann von der Blüte des Adels, die schönste Zier des Aufsichtsrates. Seitdem er nach dem Diebstahl der Depeche über die Abtretung Venetiens von Rougon hinausgeworfen worden war, hatte sich auch Guret ganz und gar dem Schicksal der Universelle angeschlossen. Er vertrat sie im Befehlgebenden Körper, fischte für sie in den kostigen Gewässern der Politik und behielt den größten Anteil vom Ertrag seiner schamlosen Machenschaften zurück, die ihn eines schönen Tages ins Gefängnis bringen konnten. Der Vicomte de Robin-Chagot, der Vicepräsident, bekam heimlich einmalhunderttausend Franc jährlich, um während der langen Abwesenheit Hamelins alle geforderten Unterschriften zu geben; der Bankier Kolb ließ sich gleichfalls seine passive Gefälligkeit bezahlen, indem er den Einfluß des Hauses im Auslande sich zu nütze machte und sogar durch seine Arbitragen gefährdete. Selbst der Seidenhändler Sédille, dessen Stellung durch eine verhängnisvolle Liquidation erschüttert worden war, hatte sich eine bedeutende Summe vorschießen lassen und dieselbe nie zurückzahlen vermocht. Daigremont war der einzige, der seine völlige Unabhängigkeit Saccard gegenüber bewahrt hatte, was den letzteren bisweilen beunruhigte, obwohl der lebenswürdige Daigremont sich immer noch sehr zuvorkommend zeigte, ihn zu seinen Feiten einlud und ebenfalls ohne Bemerkung alles unterschrieb, mit der artigen Bereitwilligkeit eines skeptischen Parisiers, dem alles richtig scheint, so lange er nur gewinnt.

An jenem Tage wurde trotz der ungewöhnlichen Wichtigkeit der Tagesordnung vom Aufsichtsrat alles ebenso summarisch erledigt, wie sonst. Es war eine Sache der Gewohnheit geworden: in Wirklichkeit arbeitete man nur bei den kleinen Sitzungen am fünfzehnten, während die großen Sitzungen am Ende des Monats lediglich mit großem Brumme die Beschlüsse gutzuheißen hatten. So groß war die Gleichgültigkeit der Mitglieder, daß die Protokolle immer die gleichen zu bleiben drohten, mit der beständigen Banalität der allgemeinen Zustimmung, und daß man einzelnen Mitgliedern allerlei Bedenken einflüstern mußte, woran sich eine Reihe vermeintlicher Erörterungen anknüpfte, über die sich beim Verlesen des Protokolls in der nächsten Sitzung kein Mensch wunderte, und die man ohne Lachen unterschrieb.

Daigremont erhob sich stürmisch und drückte Hamelin beide Hände; er wußte die guten, die großen Nachrichten, die jener mitbrachte:

„O, mein lieber Präsident! Wie sehr freut es mich, Sie beglückwünschen zu dürfen.“

Alle umdrängten und feierten ihn, Saccard ebenfalls, als ob er ihn noch nicht gesehen hätte. Als die Sitzung eröffnet war und er den der Generalversammlung vorzuliegenden Bericht zu verlesen begann, hörte man aufmerksam zu, was sonst nie geschah.

Die schönen vorhandenen Ergebnisse, die herrlichen Aussichten für die Zukunft, die geniale Art der Erhöhung des Grundkapitals, wodurch gleichzeitig die Stammaktien voll einbezahlt wurden, alles dies wurde mit bewunderndem Kopfnicken begrüßt. Keinem einzigen fiel es ein, Erklärungen zu fordern. Alles stimmte vorzüglich. Sédille hatte auf ein Zahlenversehen hingewiesen: man kam überein, seine Bemerkung nicht einmal ins Protokoll aufzunehmen, um die schöne Einstimmigkeit der Mitglieder nicht zu stören, die nunmehr unter dem frischen Eindruck der Begeisterung und ohne jegliche Bemerkung rasch hintereinander alle unterschrieben.

Schon war die Sitzung aufgehoben; lachend und scherzend stand man inmitten der strahlenden Vergoldungen des Salons umher. Der Marquis de Bohain erzählte von einer Jagd in Fontainebleau, während der Abgeordnete Guret, der nach Rom gereist war, auseinandersetzte, wie er den päpstlichen Segen erlangt hatte. Kolb war soeben verschwunden und zu einer Zusammenkunft geeilt. Den andren Mitgliedern, den stummen Statisten, erteilte Saccard mit leiser Stimme Verhaltensmaßregeln für die nächste Sitzung.

Daigremont aber, den gerade der Vicomte de Robin-Chagot mit seinen überschwenglichen Lobreden über den Bericht Hamelins langweilte, ergriff im Vorbeigehen den Direktor beim Arme und flüsterte ihm ins Ohr:

„Nur nicht gar zu schneidig! Wie?“

Verroffen hielt Saccard inne und schaute ihn an. Er

gedachte wieder seines anfänglichen Zögerns, diesen wenig zuverlässigen Mann beizuziehen.

„O, wer mich lieb hat, soll mir folgen!“ erwiderte er sehr laut, so daß jeder es hören konnte.

Drei Tage später wurde die außerordentliche Generalversammlung im großen Festsaal des Hotel du Louvre abgehalten. Für eine derartige Feierlichkeit hatte man den armeligen nackten Saal der Rue Blanche verschmückt, man wollte Brunfräume mit einer Galerie haben, die zwischen einem Festeisen und einer Hochzeitsfeier noch nicht kalt geworden waren.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Rechenkünstler.

Von Léon Xanrof.

* Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.
(Ultimo abends. Das Essen ist vorüber. Am abgedeckten Tisch sitzt, hell von der Lampe beschienen, das junge, erst seit zwei Monaten verheiratete Ehepaar. Auf dem Tisch liegt das Haushaltungsbuch. Der Moment ist feierlich und stimmungsvoll.)

Er: „Also laß mal sehen . . . Wieviel haben wir diesen Monat verbraucht? Ich hoffe, Du hast beim Conto „Wirtschaft“ große Ersparnisse gemacht, wie?“

Sie (ein Kompliment erwartend): „O, Du wirst erstaunt . . . Du wirst einfach baff sein . . . (Weist auf eine Ziffer am Ende der Seite) Dal Sieh' mal . . . 354 Franc . . .!“

Er (entzückt): „Alle Achtung! Wenn ich denke, daß im vergangenen Monat allein für „Wirtschaft“ über 300 Franc draufgegangen sind, also mehr als das Doppelte! Und Du behauptetest steif und fest, es würde in diesem Monat nicht ein Sou weniger sein!“

Sie: „Na ja . . . im Anfang . . . wenn man's noch nicht versteht, glaubt man natürlich . . . Aber später lernt man schon sich einzurichten . . .“

Er: „Siehst Du wohl?“

Sie: „Im vorigen Monat hatten wir freilich auch so manches aufs Conto „Wirtschaft“ gesetzt, was nichts mit der Wirtschaft zu thun hat . . . z. B. Miete, Wein, Deine Cigarren, kurz lauter Sachen, die aufs Conto „Hausherr“ gesetzt werden müssen.“

Er (ein kleines Notizbuch aus der Tasche ziehend): „O, diese Ausgaben . . . die habe ich besonders gebucht, wie wir es im vorigen Monat abgemacht haben. Sie betragen . . . (er rechnet) betragen zusammen 157 Franc . . . 354 + 157 = 511 (entzückt), 511 Franc . . . Ich verdiene monatlich 666 Franc 66 Centimes, also bleiben uns . . .“

Sie (etwas verlegen): „Ja, aber, Liebchen . . . es giebt auch ein Conto „Hausfrau“!“

Er (dessen Stirn sich in dräuende Falten legt): „Hausfrau“? Was giebt's denn da für Ausgaben?“

Sie: „O, eine ganze Menge . . . z. B. Wäsche, Lohn fürs Mähdchen, meine Toiletten . . .“

Er (ängstlich): „Also wieviel macht das im ganzen?“

Sie (sehr leise): „300 Franc.“

Er (addierend, während die Falten auf seiner Stirn sich immer mehr vertiefen): „511 + 300 . . . (schlägt wütend auf den Tisch) Sag' mal, willst Du Dich hier über mich lustig machen, wie? Das beträgt alles in allem 811 Franc! Also noch mehr als letzten Monat! . . . (entsetzt) Nein! Nein! Das kann so nicht weitergehen! . . . 811 Franc monatliche Ausgaben, wenn man 666 Franc 66 Centimes einnimmt! . . .“

Sie (erschreckt): „Aber, Schatz, das ist doch nicht meine Schuld!“

Er (wütend): „Nicht Deine Schuld? So? Gerade Deine Schuld! Wessen denn sonst? Du ruinierst uns! Nur Du! . . . (Das Blatt Papier, auf dem er seine Berechnung angestellt hat, schwingend): Oder willst Du etwa bestreiten . . .? Wenn die 300 Franc auf dem Conto „Hausfrau“ nicht wären, würden uns noch 155 Franc bleiben, janoohl!“

Sie (dem Weinen nahe): „Ich schwöre Dir . . .“

Er: „Ach was — schwören! Du verstehst eben nicht zu rechnen! Du wirfst das Geld zum Fenster hinaus, während ich . . . ich nur von Entbehrungen und Ersparnissen lebe!“

Sie (erbittert): „Wie? Ich verstehe nicht zu rechnen? Ich werfe das Geld aus dem Fenster hinaus? Unterstich' Dich nicht noch einmal . . . (Nimmt ihm Papier und Bleistift fort und beginnt ihrerseits eine hastige Berechnung, indem sie böse vor sich hinstarrt): Ich verlange vor allen Dingen Gerechtigkeit! 654 Franc . . . Da ist natürlich sehr leicht zu sagen . . . abgezogen von 666,66 . . . ich werfe das Geld zum Fenster hinaus . . . bleibt . . . während im Gegenteile Du derjenige bist, der uns in die Tinte hineinreißt mit Deinen . . . Deinen Dummheiten . . . bleibt . . .“

Er (aufspringend): „Dummheiten? Ich? Na hör' mal, das ist ja noch schöner!“

Sie (ihre Berechnung unter die Nase haltend): „Da! Wenn Du Dich überzeugen willst! Wir würden noch rund 12 Franc

68 Centimes übrig behalten, wenn Du nicht 157 Frank für Deine kleinen Vergnügungen . . .

Er (unwillig): „Für meine Vergnügungen?“

Sie (bissig): „Respektive für die Vergnügungen jener Frau, die Du ohne Zweifel unterhältst!“

Er (betroffen): „Wie? Ich . . . ich soll eine Frau unterhalten?“

Sie: „Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß Du ganz allein für Deine Person 157 Frank im Monat ausgeben kannst?“

Er (stürzt sich auf den Bleistift und beginnt mit rasender Geschwindigkeit eine neue Berechnung): „Wenn man bedenkt, daß das alles . . . 100 Frank Miete . . . nicht passiert wäre, wenn ich in meiner Gutmütigkeit . . . 40 Frank Wein . . . auf mein Konto nicht Sachen hätte setzen lassen . . . abgezogen von 157 . . . Sachen, die mich absolut nichts angehen . . . (zum Resultat gelangend): Hal Da! Für mich persönlich . . . weißt Du, wieviel ich für meine Person brauche? . . . Weißt Du? . . . 17 Frank für Cigarren und Omnibus — fertig! . . . (Feierlich): Im nächsten Monat nehme ich mir 17 Frank, und mit dem Rest mußt Du Dich einrichten . . . (Zornig): Aber vielleicht findest Du 17 Frank noch zu viel für mich? Vielleicht findest Du, daß ich mit 17 Frank monatlich mir eine Geliebte halten und . . . und . . . während Du an 300 Frank ganz allein für Dich verbrauchst!“

Sie (fährt auf, entreißt ihm heftig Papier und Bleistift und beginnt nun ihrerseits ebenfalls eine neue Berechnung aufzustellen): „Solch eine Unverschämtheit! . . . 300 Frank für mich ganz allein! . . . (Schnell die Posten musternd, welche auf dem Konto „Hausfrau“ stehen, und sie einen nach dem andren streichend): Lohn fürs Mädchen, Kragen für den Herrn, dreißig Sous für den Kanarienvogel, der einen ganzen Viskuit täglich auffrisht!“

Er (ärgerlich): „Schon gut! In Zukunft werde ich ihm den Viskuit von meinem Gelde kaufen — hoffentlich wird er ihm dann um so besser schmecken!“

Sie (fortfahrend): „Auchen für meinen Empfangstag . . . (zornig): Wer kommt denn zu meinem Empfangstag? Doch nur die Frauen Deiner Kollegen! . . . Meine Toiletten . . . (ebenjo): Puße ich mich vielleicht meinetwegen?“

Er (großmütig): „Ja, ja . . . lassen wir also Deine Toiletten gelten!“

Sie: „Schön! Mit meinen Toiletten brauche ich ungefähr 100 Frank — fertig!“

Er: „Nicht mehr? Täuschst Du Dich auch nicht?“

Sie (gereizt): „Ich glaube, wenn ich Dir sage . . .“

Er (das Facit ziehend und durch das befriedigende Resultat plötzlich vollständig besänftigt): „Gut, gut! Wollen mal sehen! Wollen mal einen Anschlag für den nächsten Monat machen! . . . Also sehen wir für „Wirtschaft“ 354 Frank wie diesen Monat, 17 Frank für „Hausherr“ und 100 Frank für „Hausfrau“; Summa 471 Frank! (verblüfft): Aber dann müssen wir ja beinahe 200 Frank beiseite legen können?“

Sie (enigelt): „Wierlich!“

Er (deutet triumphierend auf seine Berechnungen): „Zahlen belweisen!“

Sie (ängstlich): „Aber wenn das Konto „Wirtschaft“ nun doch wieder einmal größer wird . . . denn schließlich muß man ja einmal Miete und Wein z. B. bezahlen, nicht wahr?“

Er: „Selbstverständlich, Liebchen, wenn man nicht unter Bräuden schlafen und aus der Seine trinken will . . . Aber immerhin können wir ganz ruhig sein, versichere ich Dir, denn wir haben eine Ersparnis von fast 200 Frank gemacht.“

Sie (beruhigt): „Das ist wahr!“

Er (nachdenklich): „Ich kann vielleicht auch 25 Frank für meine Cigarren nehmen?“

Sie (ebenjo): „Und ich . . . 100 Frank für meine Toiletten ist wohl etwas wenig?“

Er (das Hauptbuch schließend): „Also sagen wir 150 Frank für Deine Toiletten! (Ueberlegend): Siehst Du, die Hauptsache ist: Man muß immer wissen, wie weit man gehen darf! Na . . . diesen Monat konnten wir das nicht wissen, weil wir so dumme waren, auf das Konto „Hausfrau“ und „Hausherr“ Dinge zu setzen, welche unter „Wirtschaft“ gehören. Aber jetzt . . .“

(Und sie legen sich schlafen, sehr zufrieden mit sich und ihrer Berechnung.)

Kleines feuilleton.

ek. An der Arbeitsstätte des Archäologen. Fast jeder Tag bringt gerade gegenwärtig aus den verschiedensten Orten neue Nachrichten von bedeutungsvollen archäologischen Funden, die dem Erdboden entrissen, uns unmittelbare Kunde von einer fernen Vergangenheit thun. Es hat daher ein besonderes Interesse, eine Schilderung zu lesen, die der englische Archäologe Noel Dawnsley von der komplizierten Arbeitsweise an diesen Stätten der Forschung in einem Briefe aus Ober-Aegypten entwirft. Ausgrabungen in Aegypten machen, schreibt er, das Klingt, als ob es eine sehr aufregende Beschäftigung wäre: Mumien, Sarkophage und Stolen zu Tage zu fördern; aber wer sich dieser Arbeit widmet, muß sich darüber klar sein, daß er schwer arbeiten muß, wenn er beim Ausgraben Ergebnisse haben will. Die Aegyptologie ist in der That eine ernsthafte Sache, und

die Ausgrabungen erfordern wie jede andre Beschäftigung geschäftsmäßige Organisation und Routine. Nach Tagen schwerer Arbeit auf der schimmernden Wüste, geduldigen Ausgrabens riesenhafter Gebäude sieht sich der Forscher in die Notwendigkeit versetzt, sich mit Papier und Feder zwischen vier Wänden einzuschließen, seine Ausgrabungen auf das Kubitmaß zurückzuführen und zahlreiche Kredit- und Debetkonten für seine Leute einzurichten. Die Schlammbütten, die unser Lager bilden, sind die denkbar primitivsten Einrichtungen; sie bestehen aus vier Wänden mit Eingang; und doch sind sie in vielen Hinsichten nicht zu verbessern. Die zum Bau gebrauchten Materialien sind billig. Eine oder zwei Kamelladungen grauer, an der Sonne getrockneter Ziegel, ein Hebriges Gemisch aus Sand und Schlamm, das als Mörtel dient, ein Duzend Planken zur Decke und ein Bund Maischalme als Dachstuhl ist alles, was nötig ist. Dazu als Möbel ein paar Regale, ein Palmrohrbett, ein Teppich aus reinem Wüsten sand, eine Grasmatte als Thür . . . Von den wenigen am Nil verstreuten deutschen, französischen und englischen Lagern haben nicht zwei dasselbe System, und sogar in allgemeinen Principien weichen sie beträchtlich von einander ab. Ein Mann wie Professor Petrie hat natürlich seinen Feldzugsplan nach seiner Erfahrung entwickelt. Vor mehr als 22 Jahren kam er mit einer oberflächlichen Kenntnis der arabischen Umgangssprache nach Aegypten und begann sein Verbesserungswerk an den Pyramiden. Dann folgten vier Winter im Delta, vier weitere in Bahum, ehe sich seine Aufmerksamkeit Ober-Aegypten zuwandte, und noch jedes Jahr hat er das archäologische Wissen um etwas Wesentliches bereichert. Die drei hauptsächlich menschlichen Faktoren bei seiner Arbeit sind vertreten in den Fellachen, die die „turiah“ (Häden) handhaben und das eigentliche Graben machen, die Burschen, die den Ausschub in Palmkörben forttragen, und der „khawaga“, entweder er selbst oder sein Gehilfe, der die Arbeiter beaufsichtigt. Er glaubt, daß die Arbeit zwischen dem Herrn und Arbeiter direkt geteilt werden muß, und der eingeborene „rais“ oder Aufseher ist nach seiner Meinung ein zu vermeidendes Uebel. Wenn solch ein Mann erst fühlt, daß die Macht in seinen Händen liegt, ist man nie sicher, wie er sie gebrauchen wird. Nicht judenähnliches Blut in seinen Adern, so unterdrückt er vielleicht seine Untergeordneten, wenn der Herr ihm den Rücken kehrt, und als Fellach nimmt er vielleicht Valschisch und drückt bei schlechter Arbeit ein Auge zu. Die Mehrzahl der unter Petrie arbeitenden Leute sind aus Aegypten; viele arbeiten seit acht oder zehn Jahren ständig bei ihm, seitdem er zuerst in Coptos arbeitete. In der Regel bringt jeder einen Burschen mit sich, der den Schutt in Körben fortträgt. Dieser Bursche, ein Sohn, Vetter oder Sohn eines Freundes, hat dadurch die Gelegenheit, seine Arbeit zu lernen und kann später auch den „turiah“ selbst nehmen. Während seiner Freizeit erhält er von den Männern einen bestimmten kleinen Teil ihrer Verdienste. Die Lohnfrage ist auch in diesem Lande billiger Arbeit von Bedeutung. Gewöhnlich wird alles sorgfältig ausgemessen und pro Kubitmeter bezahlt, je nach der Natur des Bodens. Bei großen Flächen, wenn die Erde weit zu tragen und besondere Hilfe nötig ist, wird auch besonders dafür bezahlt. Die Art der Arbeit ist nicht besser zu schildern als an der Freilegung des Osiris-Tempels, die Petrie die letzten drei Monate beschäftigte. Hier mußte aller Schutt entfernt werden, um den Tempelplan sorgfältig wieder herzustellen. Als diese Arbeit zuerst in Angriff genommen wurde, war das große Gebiet mit Haufen von Kalksteinabfällen und Schutt vom Tempel der XXVI. Dynastie bedeckt. Das mußte erst alles fortgetragen werden, ehe die eigentliche Arbeit begann. In allen vier Himmelsrichtungen wurden Schuttabladestätten errichtet und Burschen aus den umliegenden Dörfern mußten helfen, damit die Männer auf die Rückkehr ihrer Körbe nicht zu warten brachten. Von Kopf bis Fuß weiß vom Kalkstein, arbeiteten und schweißten die Männer vom Morgen bis zum Sonnenuntergang, mit nur einer einstündigen Frühstückspause. Da sie meterweise bezahlt wurden, lag es in ihrem Interesse, möglichst viel Arbeit in dieser Zeit zu leisten. Kaum war ein Storb gefüllt und einem Burschen auf die Schulter gehoben, so hatte er schon den zweiten zwischen den Beinen. Die Schutthäufen wurden immer höher; den ganzen Tag hörte man das dumpfe Aufschlagen der Erde oder das Rasseln der Steine, und in die Rufe „hut“ (bringen), „shil“ (aufheben), „insil“ (herunterkommen) und „mashi waled“ (schnell, Bursche) mischten sich die rhythmischen Gesänge der Fellachen, die von rauschenden Staubwolken eingehüllt waren. Nach wenigen Wochen stieß man auf schwerere Erde und legte die Laternen aus gestrichenen Ziegeln mit dem Wasserspiegel des Nils bloß. Hier ging die Arbeit natürlich langsamer vorwärts, und es blieb jetzt eine tiefe Höhle, auf allen Seiten von riesigen Erd- und Schutthäufen umgeben, mit den Ueberresten der ältesten Tempelmauern, die senkrecht aus Wasserpfützen und getriebem Lehm aufzugen. —

Völkerkunde.

— In Hamburger Naturwissenschaftlichen Verein sprach dieser Tage Dr. Max Schmidt über seine Reise zu den Indianern am Schiaguflusse (Centralbrasilien). Aus dem Bericht, den der „Hamburger Korrespondent“ über den Vortrag bringt, möge das Folgende hier Platz finden. Den Indianern im Gebiete der Schiaguquelle ist der Gebrauch des Metalls noch so gut wie völlig fremd. Knochen, Zähne, Muscheln, Steine und Holz bilden das ausschließliche Material zur Herstellung ihrer Gerätschaften. So dienen Steinbeile zum Niederschlagen weiter Strecken des Urwaldes, kleine spitze Steine als Drillbohrer, die scharfen Zähne von Nagetieren als Meißel, die spigen Zähne des Hundsfisches wiederum als Bohrer,

Das scharfe Gebiß; des Piranha-Fisches als Schere, die großen Krallen des Riesengürteltieres oder kurze, an beiden Enden zugespitzte Stöcke als Spaten und eine in der Mitte durchlöchernte Muschel als Hobel. Die besuchten Indianerstämme waren echte Ackerbauer, aber keine Viehzüchter; Jagd und Fischfang lieferten die Fleischnahrung. Jedes Mittel, den Boden aufzubessern, fehlt; die Ufer der einige Monate nach dem Fällen verbrannten Bäume ist die einzige Düngung, so daß der Boden meist nur zweimal ertragsfähig und so die Sechsbauigkeit von relativ kurzer Dauer ist. Da die Hauptfrucht Mandioca ist, die erst drei Jahre nach der Anpflanzung einen Ertrag liefert, so würde deren zweimaliger Anbau doch noch eine sechsjährige Sechsbauigkeit an demselben Orte bedeuten; und diese Dauer wird noch dadurch größer, daß die neuen Felder zunächst in leicht erreichbaren Entfernungen von den Wohnungen liegen. Darum werden diese, in denen bis zu 8 Familien leben, ziemlich dauerhaft gebaut. Das Roden des Waldes, Häuserbau, Jagd und Fischfang ist Sache der Männer, Pflanzen, Ernten und Zubereitung der pflanzlichen Nahrung Sache der Frauen. Im übrigen muß jeder an der Production aller zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse nötigen Dinge teilnehmen, so daß die Ausbildung des Einzelnen recht vielseitig ist. Schon von früh auf müssen die Kinder den Eltern bei der Arbeit helfen, weshalb auch Kindererziehung als das beste Mittel zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse innerhalb der Familie gilt. Wo eine größere Arbeit zu vollbringen ist, — z. B. das Urbarmachen einer Waldung im Interesse einer einzelnen Familie — vereinigen sich sämtliche Kräfte einer Gemeinde. Eigenartig ist der Austausch von Gebrauchsgegenständen zwischen den verschiedenen Stämmen. Wenn z. B. ein Boot mit fremden Insassen eine Anfriedelung passirt, so sind die neuen Gastfreunde zunächst verpflichtet, alles von ihrer Habe, was zur immer benutzt werden kann, herzugeben; dafür erhalten sie andererseits so viel, als zur Fortsetzung der Reise nötig ist. Aehnliches zeigt sich beim Begegnen zweier Boote mit Besatzungen aus verschiedenen Gemeinden. Für die Entwicklung der einheimischen Kultur ist ein solcher Austausch überaus wichtig. Schon ein derartiges Verhalten beim Gütertausch spricht dafür, daß jeder Fremde bei Erfüllung ganz bestimmter Verpflichtungen auch gewisse Rechte geltend machen kann. Für einen Europäer kann das Beobachten dieser Pflichten sehr drückend werden, wenn er z. B. von zwei Kleidungsstücken — etwa Hemd und Hose — das eine hergeben soll. Der Redner half sich in diesem Falle dadurch, daß er auf die sämtlichen Knöpfe, die das Begehrteste von allem waren, Verzicht leistete. — Der Mann zieht bei der Verheiratung in das Haus seiner Frau und tritt somit in enge Beziehung zu seinen Schwiegereltern und seinen Schwägern. Dieses Verhältnis zwischen den neuen Verwandten scheint durchweg intim zu sein. Hieraus erklärt sich zugleich das enge Band, das die Kinder mit den mütterlichen Oheimen verknüpft. Die Ehe scheint ohne besondere Ceremonie abgeschlossen zu werden, wird aber als ein dauerndes Verhältnis angesehen. Nichtsdestoweniger kann der Indianer zu gleicher Zeit mehrere Frauen haben, freilich nicht an demselben Orte. Wird die zweite Frau abwechselungshalber einmal aufgesucht, so zieht sie sogar die erste Frau mit oder ohne Verwandtschaft zur Begleitung mit. Ganz merkwürdig ist auch hier das Verhalten des Vaters nach der Geburt des Kindes: er legt sich wie ein Kranker in eine Hängematte und hat sich noch mehrere Monate vieler, besonders der fetten Speisen zu enthalten. —

Medizinisches.

ss. Hallucinationen. Ein Irrenarzt hat in dem „Journal für die Wissenschaft des Geistes“ („Journal of mental Science“) einige merkwürdige Beobachtungen über die krankhaften Sinnestäuschungen gesammelt, die man allgemein mit der Bezeichnung Hallucinationen belegt, und zwar im besonderen über solche des Gehörs. Wer jemals in einem Zustande besonders heftiger Nervenaufregung Gehörstärkungen gehabt hat, wird mit einer Empfindung des Grauens daran zurückdenken. Schon anklingende Klänge und Summen in den Ohren, wie es namentlich bei Schwerhörigen leider oft als böse Zugabe ihres Leidens vorkommt, kann den Menschen unendlich quälen, aber geradezu gefährlich werden die Hallucinationen, wenn sie sich bis zur Wahrnehmung von gesprochenen Lauten steigern. Alsdann können sie bald zum Wahnsinn führen. Dr. Norman berichtet von einem jungen Mann, der sieben Jahre in Indien gedient und dreimal den Sonnenstich, außerdem auch Malaria gehabt hatte. Er litt dermaßen an Gehörstärkungen, daß er dem Irrenhause übergeben werden mußte. Es war ihm fast dauernd, als ob er von Gespenstern verfolgt würde, die zu ihm sprachen und Fragen an ihn richteten. Er klagte, daß diese „Geister“, deren Stimmen er hörte, durch ein System der Telegraphie jeden Gedanken in seinem Kopf zu lesen vermöchten. Er war darüber ganz irre geworden und von dem Wahn besessen, daß seine Verfolger eine unabweisliche Macht über ihn ausübten. Er rechnete sie einer „hypnotischen Frauenhölle“ zu und glaubte, daß er schon in der Jugend von ihnen hypnotisiert worden wäre. Weil er sich dauernd von diesen unheimlichen Geistesbegleitern wählte, so daß er zum Beispiel auch keinen Brief lesen könnte, ohne daß sie ihm dabei über die Schulter sähen, so stellten sich bei ihm auch Hallucinationen anderer Sinne ein, namentlich des Auges, so daß er in einem Holzspahn oder in einem Glasfächerben allerhand sonderbare Dinge und Vorgänge sah. Aber auch Geruch und Tastsinn waren gestört, und der Kranke wurde überhaupt von dem Bewußtsein beherrscht, unter einem rätselhaften fremden Einfluß zu stehen, wobei Ideen von Hypnotismus, drabstlose Tele-

graphie und Gedankenlesen mitspielten. Das ging so weit, daß er meinte, die Gespenster regierten auch seine Zunge und seine Hand, so daß er nichts anderes sprechen und schreiben könnte, als was sie ihm eingäben. Ein anderer Patient, eine 60jährige Frau, hatte die Täuschung von zwei Stimmen in ihrem Kopf, die mit einander zu sprechen schienen, wovon die eine den Tonsall der eignen Stimme der Kranken hatte, während die andre eine ihr fremde Ausdruckweise gebrauchte. Eine andre Frau in mittleren Jahren, die außerdem an dem Wahn litt, ihr Körper trockne allmählich aus und hätte bereits seine inneren Organe verloren, hörte gelegentlich schöne Stimmen wie von Engeln, die aus ihrer eignen Brust zu kommen schienen. Namentlich kamen sie immer, wenn sie betete. Während die Kranke sprach, schienen die heiligen Stimmen durch ihren Mund zu sprechen, aber der Ton war nicht der ihrer eignen Stimme, sondern sie konnte mehrere von der ihren verschiedene Stimmen unterscheiden. —

Humoristische?

— Neues von Serenissimus. „Nun schreibe ich doch, lieber Kindermann, nach der neuesten Orthographie, bei der doch so viel Buchstaben fortfallen, ich brauch aber zu einer Briefseite noch genau dieselbe Zeit wie früher.“ —

— Ein großartiges Gebiß. Ein Herr kam zu einem Zahnarzt, um seine Zähne untersuchen zu lassen.

„Großartig! Großartig!“ rief der Arzt nach der Untersuchung aus.

„Sie finden also nichts zu behandeln?“ frug der Patient, „Was? Nichts zu behandeln? Vier müssen gezogen werden, drei müssen eingesetzt und sechs müssen plombiert werden.“ —

— Das Ende. Unteroffizier: „Wenn ihm ein Unrecht zugefügt wird, was thut er da?“

Patr. Rekrut: „Da thut er mir hoda!“ (Da ärgere ich mich.)

Unteroffizier: „Was thut er?“

Patr. Rekrut: „Da thut er mir rauchen!“ (Da ärgere ich mich fürchterlich.)

Unteroffizier: „Das ist alles nicht das Richtige; da kann er sich beschweren!“

Patr. Rekrut: „Da kann ich mich beschweren!“

Unteroffizier: „Und wenn er sich beschwert hat, was geschieht dann?“

Patr. Rekrut: „Nachher wer i eing'spiert!“ —
(„Jugend“.)

Notizen.

— In der Neuen Freien Volksbühne spricht am Sonntagabend (7 Uhr) Dr. Max Osborn über „Die Meister der modernen Malerei“. Der durch Lichtbilder erläuterte Vortrag findet in Cohns Festsälen (Weuthstr. 20/21) statt. Gasfarten kosten 40 Pf. —

— Halbes „Jugend“ wird im Neuen Theater neu einstudiert. Fräulein Höflich wird das Amöben, Edert den Hans spielen. —

— Herzls Schauspiel „Solon in Lydien“ ist als letzte Novität des Schauspielhauses für Ende Mai angelegt. —

— Das Punte Theater bringt Sonnabend folgende Einakter-Novitäten: „D' Bennerin“ von v. Stenglin, „Mayerchen“ von John Lehmann und „Freigesprochen“ von Hermann Häfner. —

— Eine Volksbühne nach Art des Berliner Schillertheaters wird in München errichtet werden. Das Theater soll größer werden, als das neue Prinzregenten-Theater. —

— Die Preise Menzelscher Bilder und Studien steigen außerordentlich. Das kleine Bildchen aus dem Jahre 1835 „Nischen-Zimmer“, das auf der jetzigen Menzel-Ausstellung im Künstlerhaus hängt, hat ein Stuttgarter Kunstfreund für 20 000 M. erworben. Wie die „Kunstchronik“ meldet, werden für die ganz kleinen Studienköpfe, die dort ebenfalls ausgestellt sind, 500 M. für figurenreiche Meißelzeichnungen, die Reise-Eindrücke wiedergeben, bei einer Größe von ungefähr 24 zu 30 Centimeter 8000 und 10 000 M. gefordert. —

c. Für die Ausführung des Zola-Denkmales ist der Pariser Bildhauer Alexandre Charpentier als Mitarbeiter Konstantin Meuniers anzufragen. Meunier ist jetzt in Paris eingetroffen, wo er mit Charpentier die vorbereitenden Entwürfe der großen Arbeit, die ihnen aufgetragen ist, anfertigt. Das Denkmal wird in einem Halbkreis bestehen, auf dem sich eine Figur der Wahrheit erhebt. Die Statue Zolas wird sich im Vordergrund auf einem großen Fries abheben, auf dem im Bas-Relief die Hauptgestalten der Rougon-Macquart dargestellt werden. Das Denkmal wird wahrscheinlich im nächsten Frühling fertig sein. —

— Preisaus schreiben. Entwürfe für gußeiserne Rande-laber wünscht der Magistrat von Charlottenburg; ausgesetzt sind: ein Preis von 150 M., zwei Preise von 75 M. und vier Preise von 50 M. Letzter Einlieferungstermin ist der 15. Mai. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 28. April.

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: